



GILLIAN
FLYNN

DARK

GEFÄHRLICHE ERINNERUNG

PLACES

ROMAN

Gillian Flynn

Dark Places - Gefährliche Erinnerung

Roman

Aus dem Amerikanischen von Christine Strüh

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Sie war sieben, als die Schüsse fielen. Als sie in die kalte Nacht hinauslief und sich versteckte. Als ihre Mutter und ihre beiden Schwestern umgebracht wurden. Als ihre Zeugenaussage ihren Bruder für immer hinter Gitter brachte. Jetzt, 25 Jahre später, gibt es Leute, die an der Schuld ihres Bruders zweifeln. Libby muss noch einmal ihre Vergangenheit aufrollen: Was hat sie in jener verhängnisvollen Nacht wirklich gesehen? Ihre Erinnerungen bringen sie in Lebensgefahr – so wie damals.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Gillian Flynn wuchs in Kansas City, Missouri, auf. Nach College und Universitäts-Studium in Kansas und Chicago zog es sie nach Kalifornien, anschließend nach New York. Sie war zehn Jahre lang die leitende TV-Kritikerin von Entertainment Weekly. Im Jahre 2006 erschien ihr erster Roman ›Cry Baby‹, mit dem sie großes Aufsehen erregte. Das Buch erhielt gleich zwei ›British Dagger Awards‹. Ihr zweiter Roman ›Finstere Orte‹ erschien 2009 und wurde in den USA ein riesiger Erfolg. Im Juli 2012 erschien ihr dritter Roman ›Gone Girl‹ und löste ein riesiges Medienspektakel aus. Das Buch stand monatelang auf Platz 1 der New York Times-Bestsellerliste und wurde mehr als 3 Millionen mal verkauft. Alle drei Bücher werden verfilmt und demnächst im Kino zu sehen sein. Die Autorin lebt heute mit ihrer Familie in Chicago.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel ›Dark Places‹ bei Shaye Areheart Books, an imprint of the Crown Publishing Group, div.of Random House, New York.

© 2009 by Gillian Flynn

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2014

Covergestaltung: Hafen Hamburg

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-402785-2

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

[WIDMUNG]

[MOTTO]

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Patty Day

Libby Day

Ben Day

Libby Day

Calvin Diehl

Libby Day

Ben Day

Libby Day

[DANK]

Für meinen hinreißenden Ehemann Brett Nolan

*Die Days führten ein ziemlich normales Leben
Nur Ben Day, der war total daneben
Der Kerl war ganz scharf auf Teufelsmacht
Und hat seine Familie umgebracht.*

*Die kleine Michelle erwürgte er in der Nacht
Anschließend hat er Debby kaltgemacht
Mutter Patty hat er aufgespart bis zuletzt
Und ihr dann den Kopf mit der Knarre zerfetzt.*

*Wie durch ein Wunder kam Klein-Libby davon
Aber was für ein Leben hat sie jetzt schon?*

Schulhof-Reim, circa 1985

Libby Day

Jetzt

In meinem Innern haust eine Fiesheit, so real wie ein Organ. Würde man mir den Bauch aufschlitzen, käme sie wahrscheinlich auf der Stelle rausgeflutscht, fiel fleischig dunkel zu Boden, und man könnte auf ihr herumtrampeln. Es ist das Day-Blut. Irgendwas stimmt nicht damit. Ich war nie ein braves kleines Mädchen, und nach den Morden wurde es nur noch schlimmer mit mir. Mürrisch und labil wuchs die kleine Waise Libby heran, weitergereicht von einem weitläufigen Verwandten zum anderen – Cousins zweiten Grades, Großanten oder auch Freunde von Freunden, quer durch Kansas, in Wohnwagen oder verrotteten Ranchhäusern. In der Schule trug ich die Sachen, die ich von meiner toten Schwester geerbt hatte: Shirts mit schweißgelben Achseln, Hosen mit herunterhängendem Gesäß, zusammengehalten von einem schäbigen, bis ins letzte Loch gezurrten Gürtel. Auf Klassenfotos war ich grundsätzlich ungekämmt – Haarspangen hingen windschief an einzelnen Strähnen, als wären es Flugobjekte, die sich darin verfangen hatten – und hatte immer dicke Tränensäcke unter den Augen, wie eine versoffene alte Gastwirtin. Vielleicht brachte ich widerwillig eine leichte

Krümmung der Lippen zustande, wo bei anderen ein Lächeln war. Aber nur vielleicht.

Ich war kein liebenswertes Kind, und ich entwickelte mich auch zu keiner liebenswerten Erwachsenen. Wenn man meine Seele zeichnen könnte, wäre es irgendein wildes Gekritzel mit deutlich sichtbaren Reißzähnen.

Es war März, scheußlich und nass wie immer. Ich lag im Bett und ging einem meiner Hobbys nach – ich malte mir aus, mich umzubringen. In solchen Tagträumen schwelgte ich gern: Ein Gewehr, mein Mund, ein Knall, mein Kopf ruckt einmal, ruckt zweimal, Blut spritzt an die Wand. Splatter, splatter. »Wollte sie begraben oder eingeäschert werden?«, fragen die Leute. »Wer kommt zur Beerdigung?« Aber niemand weiß eine Antwort. Die Leute glotzen einander auf die Schuhe oder Schultern, bis die Stille sich eingenistet hat, und dann setzt einer Kaffee auf, energisch und mit viel Geklapper. Kaffee und plötzliche Todesfälle passen immer gut zusammen.

Ich streckte einen Fuß unter der Decke heraus, brachte es aber nicht über mich, ihn auf den Boden zu setzen. Vermutlich war ich mal wieder deprimiert. Vermutlich war ich die ganzen letzten vierundzwanzig Jahre deprimiert. Irgendwo in mir spüre ich gelegentlich eine bessere Version meiner selbst – versteckt hinter der Leber oder als eine Art Anhang an der Milz, tief im Innern meines unterentwickelten, kindlichen Körpers –, eine Libby, die mir sagt, ich soll aufstehen, erwachsen werden, die Vergangenheit hinter mir lassen. Aber

für gewöhnlich gewinnt die Fiesheit rasch wieder die Oberhand. Mein Bruder hat meine Familie abgeschlachtet, als ich sieben Jahre alt war. Meine Mom, meine zwei Schwestern, alle tot: Peng peng, hack hack, würg würg. Danach brauchte ich eigentlich gar nichts mehr zu tun. Keiner erwartete etwas von mir.

Als ich achtzehn wurde, erbte ich 321373 Dollar, gestiftet im Laufe der Jahre von all den wohlmeinenden Menschen, die von meiner traurigen Geschichte gelesen hatten, Gutmenschen, deren *Herz von meinem Schicksal zutiefst gerührt war*. Sooft ich diesen Satz höre – und ich höre ihn oft – stelle ich mir automatisch kitschige Herzen mit Flügelchen vor, die zu einer meiner heruntergekommenen Kindheitsbehausungen flattern. Dort stehe ich am Fenster, ein kleines Mädchen, winke und greife nach den schimmernden Kitschherzen, während von oben grüne Dollarscheine auf mich herabregnen. *Danke, vielen, vielen Dank!* Solange ich noch klein war, wurden die Spenden auf ein konservativ verwaltetes Bankkonto eingezahlt, dessen Stand alle drei bis vier Jahre, wenn wieder einmal eine Zeitschrift oder eine Nachrichtensendung einen Beitrag über mich brachte, sprunghaft anstieg. Ein großer Tag für die kleine Libby Day: Die Überlebende des Prärie-Massakers wird bittersüße zehn Jahre alt. (Ich mit zerzausten Rattenschwänzchen auf dem von Opossum-Pisse getränkten Rasen vor dem Trailer meiner Tante Diane. Hinter mir, unter dem für sie ganz untypischen Rock, Dianas baumstammdicke Waden.) Unsere tapfere Libby Day ist süße sechzehn! (Ich,

immer noch viel zu klein, das Gesicht im Schein der Geburtstagskerzen, das Shirt viel zu eng über meinen Brüsten, die sich in diesem Jahr zu Körbchengröße D entwickelt hatten und an meinem zierlichen Körper wie eine Karikatur wirkten, lächerlich, seltsam pornographisch.)

Von dem Spendengeld lebte ich seit über dreizehn Jahren, aber nun näherte es sich dem Ende. An diesem Nachmittag hatte ich einen Termin, bei dem festgestellt werden sollte, wie viel genau noch da war. Einmal im Jahr bestand der Mann, der das Geld verwaltete – ein unerschrockener, rotwangiger Banker namens Jim Jeffreys –, darauf, mich zum Lunch auszuführen, zu einem »Check-up«, wie er es nannte. Dann aßen wir etwas aus der Preisklasse um die zwanzig Dollar und unterhielten uns über mein Leben – schließlich kannte er mich schon, seit ich sooo klein war, hehe. Ich meinerseits wusste so gut wie nichts über Jim Jeffreys und fragte auch nie, sondern sah diese Verabredungen strikt aus der immer gleichen Kinderperspektive: Einigermassen höflich sein und daran denken, dass es bald vorbei ist. Einsilbige Antworten, müde Seufzer. Meine einzige Vermutung über Jim Jeffreys war, dass er religiös orientiert sein musste, christlich, kirchlich, denn er besaß die hartnäckige Geduld und den Optimismus von jemandem, der glaubt, dass Jesus ihm ständig über die Schulter schaut. Eigentlich wäre der nächste Check-up erst in acht oder neun Monaten fällig gewesen, aber Jim Jeffreys hatte mich genervt und mit ernster, gedämpfter Stimme Nachrichten auf meinem Anrufbeantworter hinterlassen, in denen er mir

mitteilte, er hätte alles getan, um »das Leben des Fonds« zu verlängern, aber es wäre Zeit, über die »nächsten Schritte« nachzudenken.

Und wieder zeigte sich meine innere Fiesheit: Sofort fiel mir das andere kleine Mädchen aus der Klatschpresse ein, Jamie Soundso, die im gleichen Jahr, also auch 1985, ihre Familie verloren hatte. Ihr Gesicht war teilweise in dem Feuer verbrannt, das ihr Vater gelegt und damit den Rest ihrer Familie getötet hatte. Jedes Mal, wenn ich am Geldautomaten die Knöpfe drücke, muss ich an diese Jamie denken, und daran, dass ich wahrscheinlich doppelt so viel Kohle hätte, wenn diese Göre mir nicht die Show gestohlen hätte. Dass Jamie Sowieso irgendwo in einem popligen Einkaufszentrum mein Geld ausgab, schicke Handtaschen und Schmuck und affiges teures Make-up kaufte, das sie auf ihr fettglänzendes Narbengesicht schmieren konnte. Total gemein, so was zu denken. Das wenigstens war mir klar.

Mit einem bühnenreifen Ächzen quälte ich mich endlich aus dem Bett und ging nach vorn. Ich wohne zur Miete in einem kleinen Backsteinbungalow in einer Ringstraße mit lauter kleinen Backsteinbungalows, auf einer Anhöhe, von der man auf den ehemaligen Viehhof von Kansas City blickt. Kansas City, Missouri, nicht Kansas City, Kansas. Das ist ein großer Unterschied.

Mein Viertel hat nicht mal einen Namen, es ist völlig in Vergessenheit geraten. Man nennt es ›Da Drüben‹. Oder ›Hier Entlang‹. Eine seltsame, zweitklassige Gegend, voller

Sackgassen und Hundekacke. In den anderen Bungalows wohnen meist ältere Leute, die hier schon seit dem Bau der Häuschen leben. Mit grauen Puddinggesichtern sitzen sie hinter den Fliegengitterfenstern und starren hinaus, von früh bis spät. Manchmal gehen sie zu ihren Autos, vorsichtig, auf gebrechlichen Zehenspitzen, und wenn ich sie sehe, kriege ich ein schlechtes Gewissen, weil ich denke, ich sollte ihnen vielleicht helfen. Aber das würde ihnen wahrscheinlich nicht gefallen. Es sind keine freundlichen alten Leute, sondern wortkarge, verbitterte Senioren, denen es überhaupt nicht gefällt, dass ich hier eingezogen bin, ich, die *Neue*. Man spürt ihre Missbilligung im ganzen Viertel, es liegt in der Luft wie ein leises Summen. Dazu kommt noch der magere rote Hund zwei Häuser weiter, der tagsüber ständig bellt und nachts andauernd jault, ein Hintergrundlärm, von dem man nicht merkt, dass er einen wahnsinnig macht, bis er für ein paar glückliche Augenblicke aussetzt und dann sofort wieder anfängt. Das einzig fröhliche Geräusch in der Nachbarschaft verschlafe ich normalerweise: das Plappern und Lachen der Kinder, die jeden Morgen – pausbäckig und nach dem Zwiebelprinzip eingemummelt – zu einer Kindertagesstätte marschieren, die noch weiter in dem Rattennest von Straßen hinter mir versteckt liegt. Die erwachsene Begleitperson hält eine Schnur in einer Hand, an der die Knirpse sich festhalten, und so watscheln sie Morgen für Morgen im Gänsemarsch an meinem Haus vorbei. Aber ich habe sie noch kein einziges Mal zurückkommen sehen. Was mich anbelangt, könnten sie die

ganze Welt umrunden, Hauptsache sie würden rechtzeitig zurückkehren, um am nächsten Morgen wieder unter meinem Fenster vorbeizutrotten. Wie auch immer – irgendwie hänge ich an ihnen. Es sind drei Mädchen und ein Junge, alle mit einer Vorliebe für leuchtend rote Jacken. Wenn ich sie nicht sehe, wenn ich verschlafe, bin ich tatsächlich geknickt. Noch geknickter als sonst. Dieses Wort würde meine Mom benutzen, nicht so etwas Dramatisches wie *deprimiert*. Ich bin seit vierundzwanzig Jahren geknickt.

Für das Treffen mit Jim Jeffreys zog ich Rock und Bluse an und fühlte mich dabei wie ein Zwerg, der in die Erwachsenenklamotten, das Zeug für große Mädchen, einfach nicht passte. Ich bin knapp eins fünfzig, eins siebenundvierzigeinhalb, um genau zu sein, aber ich runde lieber auf. Was dagegen? Ich bin einunddreißig, aber meine Mitmenschen neigen dazu, in einem kindischen Singsangton mit mir zu sprechen, als wollten sie mich fragen, ob ich gern mit Fingerfarben male.

Langsam schlenderte ich über den abschüssigen Unkrautrasen vor meinem Haus, und wie auf Kommando begann der rote Nachbarshund zu bellen. Auf dem Gehweg bei meinem Auto lagen die zermalnten Skelette zweier Vogelbabys, die mich mit ihren flachgedrückten Schnäbeln und Flügeln an kleine Reptilien erinnerten. Sie waren schon seit einem Jahr da. Aber ich konnte nicht anders, ich musste sie

jedes Mal wieder anstarren, wenn ich ins Auto stieg. Eine Überschwemmung wäre nötig, um sie endlich wegzuwaschen.

Zwei ältere Frauen unterhielten sich vor einem Haus auf der anderen Straßenseite, und ich spürte, wie sie sich anstengten, mich nicht zu sehen. Ich kenne hier niemanden mit Namen. Wenn eine dieser Frauen sterben würde, könnte ich nicht mal sagen: »Die arme alte Mrs Zalinsky ist tot.« Ich würde eher etwas wie: »Die fiese alte Zicke von gegenüber hat ins Gras gebissen« sagen.

Ich fühlte mich wie ein Kindergespent, als ich in mein Allerwelts-Mittelklasse-Auto stieg, das mir vorkommt, als wäre es aus Plastik. Jeden Tag warte ich darauf, dass jemand vom Autohaus auftaucht und mir das Offensichtliche mitteilt: »Das Ding ist ein Witz. Damit kann man gar nicht fahren. Wir haben nur Spaß gemacht.« Wie in Trance fuhr ich die zehn Minuten zur Innenstadt, um Jim Jeffreys zu treffen, erreichte zwanzig Minuten zu spät den Parkplatz neben dem Steakhaus, wusste aber, dass er freundlich lächeln und kein Wort über meine Verspätung verlieren würde.

Er wollte immer, dass ich ihn auf dem Handy anrief, wenn ich da war, damit er mich abholen und zum Restaurant eskortieren konnte. Um das Restaurant herum – ein großes, altmodisches KC-Steakhaus – stehen nämlich lauter leerstehende Gebäude, und die machten ihm Sorgen. Als würde in den verlassenen Gemäuern eine Truppe von Vergewaltigern lauern und auf meine Ankunft warten. Jim Jeffreys will um keinen Preis derjenige sein, der zugelassen hat, dass jemand

Libby Day etwas Böses antut. Nichts Böses darf unserem TAPFEREN BABY DAY, unserem LITTLE GIRL LOST, passieren, der armen rothaarigen Siebenjährigen mit den großen blauen Augen, die als Einzige das PRÄRIE-MASSAKER, das TEUFELSOPFER IM FARMHAUS, überlebt hat. Meine Mom, meine beiden großen Schwestern, alle von meinem Bruder Ben abgeschlachtet. Ich war als Einzige übrig geblieben und hatte ihn als den Mörder identifiziert. Ich war die kleine Süße, die diesen Teufelsanbeter, meinen Bruder, seiner gerechten Strafe zugeführt hatte. Ich war die Nachrichtensensation. Der »Enquirer« brachte mein tränenüberströmtes Foto auf der Titelseite mit der Schlagzeile EIN ENGELCHEN.

Ich schaute in den Rückspiegel und konnte das Babygesicht auch heute noch sehen. Die Sommersprossen waren etwas verblasst, die Zähne gerichtet, aber es war immer noch die gleiche Stupsnase, die gleichen kätzchenrunden Augen. Vor einiger Zeit hatte ich angefangen, mir die Haare weißblond zu färben, aber der rote Ansatz war schon wieder deutlich zu erkennen. Es sah aus, als würde meine Kopfhaut bluten, vor allem in der Spätnachmittagssonne. Irgendwie eklig. Ich zündete mir eine Zigarette an. Oft rauche ich monatelang überhaupt nicht, und dann fällt mir plötzlich ein, dass ich dringend eine Zigarette brauche. So bin ich eben. Labil.

»Na, dann mal los, Baby Day«, sagte ich laut. So nenne ich mich gern, wenn mir gerade alles verhasst ist.

Ich stieg aus und schlenderte rauchend auf das Restaurant zu. Die Zigarette hielt ich in der rechten Hand, damit ich die linke, die kaputte, nicht ansehen musste. Es war schon fast Abend: Wolken trieben wie Büffel in Rudeln über den Himmel, die Sonne stand tief und überschüttete alles mit ihrem rosa Licht. Richtung Fluss, zwischen den Auf- und Abfahrtschleifen des Highways, standen leere, seit langem unbenutzte Getreidesilos, schwarz und sinnlos.

Ganz allein überquerte ich den Parkplatz. Überall Glasscherben, aber niemand versuchte, mich zu überfallen. Schließlich war es gerade mal fünf Uhr nachmittags. Jim Jeffreys aß gern früh und war stolz darauf.

Als ich hereinkam, saß er an der Bar, schlürfte eine Limo und riss, genau wie ich es erwartet hatte, als Erstes sein Handy aus der Jackentasche und starrte es an, als hätte es ihn verraten.

»Hast du angerufen?«, fragte er.

»Nein, ich hab's vergessen.«

Er lächelte. »Hmm, na ja. Aber ich bin froh, dass du da bist, Schätzchen. Was dagegen, wenn wir gleich Tacheles reden?«

Nachdem er zwei Dollarscheine auf den Tresen geklatscht hatte, manövrierte er uns zu einem Tisch mit einer roten Lederbank, aus deren Ritzen gelbes Polstermaterial hervorquoll. Der kaputte Bezug kratzte hinten an meinen Beinen, als ich mich setzte. Das Polster rülpste, und ein Schwall Zigarettengestank entwich in die Luft.

In meiner Anwesenheit trank Jim Jeffreys niemals Alkohol und fragte mich auch nie, ob ich welchen wollte, aber als der Kellner kam, bestellte ich ein Glas Rotwein und beobachtete ihn, wie er versuchte, nicht überrascht oder enttäuscht oder sonst wie nicht Jim-Jeffreys-gemäß auszusehen. *Welchen Rotwein hätten Sie denn gerne?*, wollte der Kellner wissen, aber ich hatte keine Ahnung – Weinnamen kann ich mir einfach nicht merken, egal ob rot oder weiß, und auch nicht, welchen Teil des Namens man laut aussprechen muss, deshalb antwortete ich einfach: *Ihren Hauswein*. Jim Jeffreys bestellte ein Steak, ich eine Backkartoffel mit doppelter Füllung. Sobald der Kellner verschwunden war, stieß Jim Jeffreys einen zahnarztartigen Seufzer aus und sagte: »Nun, Libby, für uns beginnt nun also eine ganz neue Phase.«

»Wie viel ist denn noch übrig?«, fragte ich und dachte *sagzehntausendsagzehntausend*.

»*Liest* du eigentlich die Belege, die ich dir zuschicke?«

»Manchmal schon«, log ich wieder. Ich bekam gern Post, hasste es aber, sie zu lesen; die Belege lagen wahrscheinlich auf einem Haufen irgendwo bei mir zu Hause.

»Hast du meine Nachrichten *abgehört*?«

»Ich glaube, dein Handy ist irgendwie kaputt. Es verschluckt dauernd was.« Ich hatte mir seine Botschaften lange genug angehört, um zu wissen, dass ich in Schwierigkeiten war. Normalerweise stellte ich nach Jeffreys' erstem Satz den Anrufbeantworter ab. *Hier ist dein Freund Jim Jeffreys, Libby ...*, lautete seine Standardeinleitung.

Jetzt legte er die Fingerspitzen aneinander und streckte die Unterlippe vor. »Es sind noch 982 Dollar und 12 Cent in deinem Fonds. Wie gesagt, wir hätten ihn erhalten können, wenn du regelmäßig gearbeitet und ihn immer wieder aufgefüllt hättest, aber ...« Er warf die Hände in die Luft und verzog das Gesicht. »So ist es nun mal leider nicht.«

»Was ist mit dem Buch, hat das Buch nicht ...?«

»Tut mir leid, Libby, aber nein, das Buch hat nicht funktioniert. Das sage ich dir jedes Jahr. Natürlich ist das nicht deine Schuld, aber das Buch ... nein. Es hat nichts gebracht.«

Vor Jahren hatte ein Verlag, der Ratgeber veröffentlichte, mich gebeten, darüber zu schreiben, wie ich »die Geister meiner Vergangenheit« überwunden hätte. Zwar hatte ich eigentlich so gut wie gar nichts überwunden, aber ich erklärte mich trotzdem bereit, eine Frau in New Jersey anzurufen, die das eigentliche Schreiben erledigte. Zu Weihnachten 2002 erschien das Buch mit einem Coverfoto, das mich mit einem extrem unvorteilhaften zotteligen Haarschnitt zeigte. Es hatte den Titel *Ein neuer Tag! Wie man ein Kindheitstrauma nicht nur überlebt, sondern über sich hinauswächst* und enthielt einige Fotos aus meiner Kindheit, von mir und meiner toten Familie, eingebettet in zweihundert Seiten populärpsychologisches Gelaber. Ich bekam achttausend Dollar dafür, und ein paar Selbsthilfegruppen luden mich zu einem Vortrag ein. Ich flog nach Toledo zu einem Treffen mit einem Mann, der sehr jung Waise geworden war, ich flog nach Tulsa zu einer Versammlung von Teenagern, deren Mütter vom jeweiligen

Vater ermordet worden waren. Ich signierte das Buch für Kids, die vor Aufregung kaum Luft bekamen und mir verstörende Fragen stellten, zum Beispiel, ob meine Mutter manchmal Kuchen gebacken hätte. Ich signierte das Buch für graue, bedürftige alte Männer, die mich durch ihre Bifokalbrillen anstarrten und aus dem Mund nach Kaffee und Magensäure stanken. »Jeder Tag ist ein guter Tag!« schrieb ich, oder: »Ein neuer Tag erwartet dich!« Und ich freute mich, dass mein Nachname »Tag« bedeutete. Die Menschen, die mich treffen wollten, sahen immer erschöpft und verzweifelt aus, standen unsicher in losen Trauben in meiner Nähe herum. Es kamen immer nur wenige. Als mir klar wurde, dass ich für diese Unternehmungen nicht einmal bezahlt wurde, weigerte ich mich, weiter mitzumachen. Das Buch hatte sich inzwischen ohnehin als Reinfall entpuppt.

»Ich finde, es hätte mehr Geld bringen müssen«, murmelte ich. Auf eine zwanghaft kindliche Art wünschte ich mir den Erfolg des Buches herbei – wenn ich es nur richtig wollte, musste es doch klappen. Es musste einfach!

»Ich weiß«, sagte Jim Jeffreys. Mehr fiel ihm nach sechs Jahren zu diesem Thema nicht mehr ein. Er sah zu, wie ich schweigend meinen Wein trank. »Aber in gewisser Weise beginnt für dich dadurch eine wirklich interessante Phase in deinem Leben. Ich meine, was möchtest du werden, wenn du groß bist?«

Mir war klar, dass seine Bemerkung charmant klingen sollte, aber mich machte sie nur wütend. Ich wollte nichts werden,

das war ja gerade das Problem.

»Es ist also kein Geld mehr da?«

Jim Jeffreys schüttelte traurig den Kopf und begann, Salz auf sein soeben eingetroffenes Steak zu streuen, das in einer grellroten Blutpfütze lag.

»Wie wäre es mit einer neuen Spendenaktion? Bald ist der fünfundzwanzigste Jahrestag.« Wieder durchfuhr mich die Wut, darüber, dass er mich das laut aussprechen ließ. Ben hatte ungefähr um zwei Uhr morgens am 3. Januar 1985 mit dem Gemetzel begonnen, und hier saß ich nun und sehnte die Wiederkehr des Datums herbei. Wie konnte man so was nur sagen? Warum waren denn nicht wenigstens fünftausend Dollar übrig?

Doch Jim Jeffreys schüttelte wieder den Kopf. »Es ist nichts mehr zu machen, Libby. Wie alt bist du jetzt – dreißig? Eine erwachsene Frau. Für die Leute gehört das, was du erlebt hast, der Vergangenheit an, die Sache ist abgehakt. Jetzt wollen sie anderen kleinen Mädchen helfen, nicht ...«

»Nicht mir.«

»Ja, ich fürchte, genauso ist es.«

»Die Leute haben die Vergangenheit abgehakt? Wirklich?« Auf einmal fühlte ich mich schrecklich allein, im Stich gelassen, so, wie ich mich als Kind immer gefühlt hatte, wenn wieder mal eine Tante oder ein Cousin mich bei einer anderen Tante oder einem anderen Cousin abgesetzt hatte: *Ich bin fertig, jetzt bist du dran*. Eine Woche lang war die neue Tante oder der neue Cousin dann meistens richtig nett, bemühte sich um mich

Mein Bruder Travis Flynn, einer der besten Schützen im Raum Missouri-Kansas, hat sich ungeheuer viel Zeit für mich genommen, mich über Perioden und Persönlichkeiten von Schusswaffen aufgeklärt und mich alles ausprobieren lassen – von einem Zehn-Kaliber-Gewehr bis zu einer .44er Magnum. Ein Dankeschön auch an seine Frau Ruth, die uns ertragen hat.

Bei allen Fragen zum Tatort habe ich mich wieder an Lt. Emmet B. Helrich gewandt. Was die Rockmusik anging, an Slayer, Venom und Iron Maiden. Mein Cousin, Anwalt Kevin Robinett, hat mit seiner charakteristischen Mischung aus Witz und Klugheit juristische Fragen beantwortet. Herzlichen Dank an meinen Onkel, Richter Robert M. Schieber, der zwei Jahre lang meine grausigen und oft seltsamen Fragen erduldet und sich immer Zeit für Erklärungen genommen hat. Sein Urteil in Rechtsfragen war für mich von unschätzbarem Wert. Alle Irrtümer in puncto Farmarbeit, Schusswaffen oder Rechtswesen sind ausschließlich mir anzulasten. Außerdem hoffe ich, dass mir meine Mitbürger aus Kansas City die kleinen dichterischen Freiheiten verzeihen, die ich mir in Bezug auf das gute alte KCMO herausgenommen habe.

Auf der Verlagsseite danke ich Stephanie Kip Rostan, auf deren gute Laune, Erfahrung und Sensibilität ich angewiesen bin. Ein Hoch auf meine Lektorin Sarah Knight, die mich in Frage stellt und mir vertraut – eine wundervolle Kombination – und die außerdem weiß, wie man sich einen richtig tollen Ausgeh-Abend macht. In Großbritannien geht mein Dank an Kirty Dinseath und ihr Team bei Orion, die alle so unendlich

freundlich sind. Und schließlich gilt mein Dank der einzigartigen Shaye Areheart, die vor ein paar Jahren das Risiko mit mir eingegangen ist!

Ich bin dankbar für eine wunderbare Gruppe von Freunden und Verwandten, die mir unablässig den Rücken stärken. Besonderen Dank an Amie Brooks, Katy Caldwell, Kameran Dannhauser, Sarah und Alex Eckert, Ryan Enright, Paul und Benetta Jensen, Sean Kelly, Steve und Trisha London, Kelly Lowe, Tessa und Jessica Nagel, Jessica O'Donnell, Lauren Oliver, Brian Raftery, Dave Samson, Susan und Errol Stone, Josh Wolk, Bill und Kelly Ye und den entzückenden, talentierten Roy Flynn-Nolan, der mir geholfen hat, so wundervolle Sätze zustande zu bringen wie: nflisahnfioj-fios34254nfa.

Dank an meine große Missouri-Kansas-Tennessee-Familie: die Schiebers, die Dannhausers, die Nagels, die Welshes, die Baslers, die Garretts und die Flynns. Grandma Rose Page, meine Tante Leslie Garrett und mein Onkel Tim Flynn unterstützen meinen »gonzo-feministischen« Schreibstil ganz besonders und steuern viele erhellende Gedanken bei.

Dank auch an meine Schwiegerfamilie: James und Cathy Nolan, Jennifer Nolan und Megan und Pablo Marroquin, die immer so nett sind, wenn es um das Buch geht, die mich völlig unerwartet zum Lachen bringen und mich alle ihre leckeren Nachtische essen lassen. Ich hätte mir keine spaßmachendere Familie wünschen können. Ja, ich weiß, das Wort *spaßmachendere* gibt es nicht.

Und Dank an meine Superfreunde von der Schreibgruppe: Emily Stone hat ein brillantes Auge für Details und lässt mich nie vergessen, dass man auch feiern muss, wenn das Schreiben zur Plackerei ausartet. Scott Brown liest und liest unermüdlich und gibt mir immer das Gefühl, dass ich genial bin. Außerdem weiß er, wann man aufhören muss mit dem Schreiben und lieber ein Hühnerspukhaus in Alabama besichtigt.

Dank an meine Eltern, Matt und Judith Flynn. Dad, ich bin immer wieder tief beeindruckt von deinem Humor, deiner Kreativität und deiner Freundlichkeit. Mom, du bist die liebenswerteste, großherzigste Person, die ich kenne, und eines Tages werde ich ein Buch schreiben, in dem die Mutter nicht entweder böse ist oder ermordet wird. Du hast wirklich Besseres verdient!

Danke euch beiden für die Gesellschaft bei den vielen Fahrten durch Missouri und Kansas und dafür, dass ihr mir immer das Gefühl gebt, ihr seid stolz auf mich. Mehr kann man sich von seinen Eltern nicht wünschen.

Schließlich bedanke ich mich bei meinem brillanten, lustigen, großzügigen, einfach supertollen Ehemann Brett Nolan. Was soll ich sagen über einen Mann, der weiß, wie es in meinem Kopf aussieht, und trotzdem im Dunkeln neben mir schläft? Über einen Mann, der mir genau die Fragen stellt, die mir helfen, meinen Weg zu finden? Über einen Mann, der liest wie ein Besessener, ein verboten leckeres Gumbo kocht, im Smoking hinreißend aussieht und besser pfeifen kann als Bing? Über einen Mann, der so oldschoolmäßig cool aussieht wie Nick

Charles, Himmelherrgott? Was soll ich über uns sagen? Zwei Worte.